

Zátonyi hat damit eine überzeugende, konsequent durchgeführte und formal geschlossene Deutung der Visionstrilogie Hildegards vorgelegt, die die Schrifthermeneutik als Schlüssel einsetzt, um die Werke systematisch zu interpretieren. Besonders ertragreich ist die Heranziehung der hermeneutischen Theorien Gadamers und Ricoeurs, um einen Begriff von Schrifthermeneutik zu entwerfen und das hermeneutische Verfahren in Hildegards Schriften zu erfassen. Allerdings muss hierbei offenbleiben, ob es sich wirklich um eine Rekonstruktion einer verhüllten, implizit gehaltenen Theorie handelt, über die Hildegard verfügte, oder um eine kongeniale Konstruktion und philosophische Reflexion auf die mittelalterlichen Texte durch die moderne Interpretin. Gerade die Hildegard mit den meisten ihrer Zeitgenossen verbindende Abwesenheit metatheoretischer Reflexionen auf die eigene Darstellungs- und Erkenntnisweise lassen einen solch systematisch geschlossenen Zugriff, wie ihn Z. anbietet, als philosophische Konstruktion und nicht als philosophie- oder theologiegeschichtliche Rekonstruktion erscheinen, die sich zwar auf Passagen aus Hildegards Werk berufen und an zentrale Elemente der Textkonstitution anknüpfen kann, jedoch gerade durch die Selektivität des Zugriffs auf die Texte und den hohen Grad reflexiver Explikation eine Eindeutigkeit und Einheitlichkeit erzeugt, die den offener angelegten und nicht systematisch erzeugten mittelalterlichen Schriften nur zum Teil entspricht. Dass ein solcher deutender Zugriff in hohem Maße plausibel ist, beweist Z.s Studie – doch hätte eine Reflexion auf die eigenen Re-Konstruktionsleistungen vielleicht in einer größeren Zurückhaltung darin resultiert, die dargelegte Theorie und Anwendung der Schrifthermeneutik als in den Schriften Hildegards verborgenes und gleichsam nur zu entbergendes Prinzip zu postulieren. Neben der von Z. selbst abschließend erörterten Möglichkeit, auch die übrigen Texte Hildegards anhand des hier explizierten Prinzips zu lesen, bieten auch die Überlegungen der Autorin zum Sitz der untersuchten Schriften im monastischen Leben Anknüpfungspunkte für weitere Forschungen, um den eingeschlagenen Weg, die Visionstrilogie in ihrem intellektuellen und sozialen Kontext zu verorten, fortzusetzen. J.-H. DE BOER

MEIER, JOHANNES (HG.), Jesuiten aus Zentraleuropa in Portugiesisch- und Spanisch-Amerika. Ein bio-bibliographisches Handbuch mit einem Überblick über das außereuropäische Wirken der Gesellschaft Jesu in der frühen Neuzeit. Band 2: Chile (1618–1771), bearbeitet von *Michael Müller*. Münster: Aschendorff 2011. L/458 S., ISBN 978-3-402-11789-7.

Dieser Bd. gehört zu einem groß angelegten Forschungsunternehmen, das Leben und Wirken aller Jesuiten der fünf zentraleuropäischen Provinzen (der Niederrheinischen, Oberrheinischen, Oberdeutschen, Österreichischen und Böhmisches; nicht der Flandro-Belgischen und Gallo-Belgischen), die im 17. und 18. Jhd. in den außereuropäischen Missionen wirkten, erforscht. Bisher sind die Bde. über Brasilien und Neugranada (das heutige Kolumbien und Venezuela) erschienen. Der jetzige Bd. über die chilenische Ordensprovinz dürfte von besonderem Interesse sein. „Die Teutsche seint von den Chilensern sehr beliebt“ – so berichtet 1713 Br. Johann Haberkorn. In der Tat ist Chile missionarisch durch deutsche Jesuiten in der alten GJ (für die Indianermissionen) und auch seit dem 19. Jhd. in der neuen GJ (für die Mission unter den deutschen Einwanderern) besonders geprägt.

Es waren 35 Patres und 38 Brüder der genannten deutschsprachigen Provinzen, die seit 1618 in Chile wirkten. Hinzu kommen, ebenfalls in diesem Bd. behandelt, sieben Patres und fünf Brüder, die auf der Anreise starben oder, wenngleich aus dem Territorium der deutschen Provinzen stammend, erst in Chile in den Orden eintraten – insgesamt also 85. Verständlicherweise wirkten diese zentraleuropäischen Jesuiten fast ausschließlich (mit zwei Ausnahmen) in den Indianer-Missionen, nicht in der Seelsorge der kolonialen Bevölkerung. In größerem Ausmaß geschah dieser Einsatz deutscher Jesuiten seit den 1680er-Jahren, und zwar von 1684 an in sechs Gruppen von je vier bis 32 Jesuiten (zum z. T. durch Schiffbrüche dramatisches Schicksal dieser Expeditionen: 84–95). Die Brüder, die hier einen besonders hohen Anteil ausmachen, prägten die Mission in starkem Maße durch ihre handwerklichen und künstlerischen Leistungen.

Der Aufbau dieses Bds. und der anderen Bde. ist im Wesentlichen folgender: Der erste Teil (hier etwa ein Drittel des Bds.) ist den verschiedenen thematischen Einführungen gewidmet, die gleichzeitig auch den entscheidenden inhaltlichen Forschungsertrag präsentieren. Dazu gehören eine Darstellung der Ordensprovinz (ihrer Mitgliederzahl, Niederlassungen, wirtschaftlichen Grundlagen und Arbeitsfelder: 1–29), der historischen Ethnologie der indigenen Bevölkerung (31–48), der Entwicklung der Missionsgebiete (49–76), dann ein Überblick über die zentraleuropäischen Missionare hinsichtlich ihrer einzelnen Expeditionen, ihrem Indiobild, Missionsverständnis und ihren besonderen Leistungen in Kunsthandwerk, Architektur, Landwirtschaft, Pharmazie und Medizin (77–118). Das folgende Kap. „Die indigenen Völker Chiles und das Christentum“ (119–127) vermeidet freilich nicht die Doppelung mit dem vorhergehenden Kap. über die Entwicklung der Missionsgebiete (49–76); wenngleich sich vieles ergänzt, wäre doch eine Zusammenfügung thematisch angebracht gewesen. Ein weiteres Kap. ist der Ausweisung 1767, ihrer Durchführung und ihren Folgen gewidmet (129–142), schließlich ein letztes dem Versuch einer abschließenden Wertung aus heutiger Sicht (143–146).

Es folgt nun der eigentliche Hauptteil: das bio-bibliographische Verzeichnis der einzelnen Jesuiten. Es enthält nicht nur die Lebensdaten, den Werdegang und die Ausbildung im Orden, die Überfahrt, die Tätigkeiten in Chile, je nachdem die Ausweisung und (naturgemäß nach 1773 zumal für Brüder sehr schwer zu ermitteln!) den weiteren Lebensweg. Historisch sehr wertvoll ist darüber hinaus die Angabe aller ermittelbaren Briefe des Betreffenden mitsamt einer meist ausführlichen Inhaltsangabe, dazu die Aufzählung der Werke (keineswegs nur der gedruckten, sondern auch der nur handschriftlich erhaltenen Texte). Zu Letzteren gehören bei den Brüdern ihre künstlerischen Kreationen, von denen einige noch erhaltene in Photographien dargestellt sind. All dies ist mit ungeheurer Akribie aus einer Vielzahl von Archiven, darunter auch den Taufregistern der Pfarreien, ermittelt. So sind praktisch alle Informationen über die betreffenden Missionare, deren die Autoren habhaft werden konnten, lückenlos und mit exakter Angabe der Quelle zusammengetragen; nichts fehlt, was man zu einer Biographie braucht. Unter den bedeutenderen Jesuiten seien genannt: P. Karl Haimhausen (1692–1767) aus München, 1729–40 Prokurator der Chile-Provinz und dann in verschiedenen Rektorsposten (176–190), die Araukaner-Missionare P. Bernhard Havestedt (1714–1781) aus Köln (191–204) und P. Franz-Xaver Wolfswisen (1679–1755) aus Riedering (306–312), der Chiloé-Missionar und spätere chilenische Provinzial P. Balthasar Hueber (1703–1774) aus Rotholz in Tirol (210–225).

Die Indianermissionen in Chile weisen gegenüber den „Reduktionen“ in Paraguay, Peru und der Quito-Provinz einige Besonderheiten auf. Die Bevölkerungszahl der Indianer war gering; es erfolgte jedoch auch deshalb kein gravierender demographischer Niedergang durch Seuchen nach der Berührung mit den Spaniern. Die Organisationsformen waren weiträumig, jedoch dezentral und auf Wahl beruhend. Die Ureinwohner erwiesen sich als anpassungsfähig und übernahmen schnell landwirtschaftliche Kenntnisse, Nutzpflanzen und Haustiere (so als Erstes das Pferd) von den Spaniern. Die Streusiedlung nötigte praktisch überall dazu, an der Methode der Wandermissionen, mit denen man ja auch in Paraguay begonnen hatte, festzuhalten. Die Ergebnisse waren sehr unterschiedlich. Über die Mission unter den „Mapuches“ oder „Araukanern“ wiederholten sich die Klagen wegen ihrer Erfolglosigkeit; und auch die Franziskaner, die sie nach der Vertreibung der Jesuiten übernahmen und anfangs den Jesuiten die ganze Schuld am Misserfolg gaben, sollten hier auf die Dauer nicht erfolgreicher sein (142). Ganz anders war es jedoch bei den Ureinwohnern im Chiloé-Archipel, weit südlich des geschlossenen spanischen Herrschaftsbereichs. Hier gelang es, eine blühende Mission aufzubauen, die in mancher Hinsicht eine interessante Alternative zu den berühmten Reduktionen in Paraguay bildet. Und dies obwohl (oder weil?) die Missionare die weit verstreuten Siedlungen der unwirtlichen Inselwelt meist nur einmal im Jahr bei ihrer Missionsreise im Südsommer (von September bis März) aufsuchen konnten. Wohl der Hauptgrund des Erfolges dürfte die gelungene Aktivierung der Einheimischen in Laienämtern sein, vor allem in dem Amt der „Fiscales“, welche im Kolleg zu Castro für ihre Aufgabe ausgebildet wurden und die dann die Gemeinden zusammenhielten, tauf-

ten, Katechese und Gebetsgottesdienste hielten. Die positive Wirkung zeigt sich bis heute in der religiösen Volkskultur (142). Hier stellt sich m.E. die Frage des Vergleichs mit den Guaraní-Reduktionen: Gründete deren nie überwundener „Paternalismus“ (außer in der Fixierung der Jesuiten auf die „Schamanen“-Rolle) nicht auch in einer „Übersorgung“, die eigenständige Aktivität der Einheimischen nicht erforderlich machte?

In dem den thematischen Teil abschließenden Kap. „Die Epoche aus heutiger Sicht“ (143–146) wird eine behutsame Antwort auf die komplexen Fragen der Respektierung der einheimischen Kulturen und des Verhältnisses zum spanischen Kolonialismus gegeben. Einfache Alternativen werden hier der Realität nicht gerecht, und nur zustimmen kann man folgenden Sätzen, die wohl für die ganzen Indianermissionen der Jesuiten Geltung haben: „Effizienten Schutz vor der Ausbeutung durch Europäer konnten die Missionen den Ureinwohnern nur bieten, weil ihre politische, wirtschaftliche und soziale Struktur den entsprechenden Rahmen schuf, Autarkie und Autonomie ermöglichte und sie die Indianer vor den Strukturen der Kolonialgesellschaft abschirmten und separierten. Ergebnis des Missionsprozesses war ein bemerkenswertes und für die damalige Zeit einzigartiges europäisch-indigenes Vergemeinschaftungsprofil, das freilich nur im Kontext des iberischen Patronats möglich war“ (144). Zur Frage, ob die Mission eine Antithese (Hartmann) oder (so Hausberger) einen integrierenden Teil des spanischen Kolonialsystems bildete, wird daher eine differenzierte Antwort gegeben: Einerseits war sie in das Patronatssystem eingebunden, andererseits stand sie in der Verteidigung der Indigenas immer wieder in Konflikten mit Sklavenjägern, Encomenderos und Kolonialbehörden (145 f.). Vielleicht müsste man hier auch verschiedenen Ebenen des Kolonialsystems unterscheiden, das ja keine homogene Einheit bildete, sondern von internen Konflikten durchzogen war. Die Jesuiten waren überwiegend eingebunden in den Kolonialismus der Krone, der offiziellen Indien-Gesetze und des Patronats; sie standen jedoch meist in Dauerspannung zum Kolonialismus vor Ort der Encomenderos und der Siedlergesellschaft.

Dieser und die übrigen Bde. der Reihe dürften jedenfalls künftig zu den wichtigsten Publikationen jesuitischer Missionsgeschichte gehören – und das Standardwerk bilden für die Missionstätigkeit deutscher Jesuiten in der alten GJ. KL. SCHATZ S.J.

ARNOLD, CLAUS / LOSITO, GIACOMO (HGG.) „*Lamentabili sane exitu*“ (1907). Les documents préparatoires du Saint Office (Fontes Archivi Sancti Officii Romani; 6). Roma: Libreria Editrice Vaticana 2011. 546 S., ISBN 978-88-209-8587-5.

Die Erforschung des Antimodernismus und speziell des Werdens seiner kirchenamtlichen Dokumente gehört zu den kirchenhistorischen Bereichen, wo derzeit der neue Quellenzugang die meisten interessanten Ergebnisse ermöglicht, die auch von großer dogmenhistorischer und lehramtsgeschichtlicher Relevanz sind. Fragen stellen sich: Auf wen gehen bestimmte Formulierungen zurück? Wie sind die Dokumente zustande gekommen, welchen Kompromiss-Charakter weisen sie auf? Und schließlich: Was wurde verhindert?

Die vorliegende Publikation gibt diese Antworten für das Dekret „Lamentabili“ des Hl. Offiziums von Juli 1907, welches 65 Propositionen vor allem (aber nicht nur) von Loisy verurteilte. Sie enthält den Wortlaut der vorbereitenden Dokumente, dazu eine Synopse der Fassung der einzelnen verurteilten Propositionen in den verschiedenen Vorlagen und schließlich im Dekret „Lamentabili“ selbst (487–526) sowie eine Liste der Verurteilungen, die keinen Eingang in das definitive Dekret fanden. Zwei einleitende Kommentare (beide auf Französisch) schließen die Texte auf und präsentieren die relevanten Ergebnisse. Der erste kürzere von Claus Arnold („Le magistère Romain et l'exégèse d'Alfred Loisy“, 3–34), im Wesentlichen bereits 2004 in der „Zeitschrift für neuere Theologiegeschichte“ publiziert, stellt die Dokumente, ihr Werden und ihr Ergebnis vor. Umfangreicher ist der Aufsatz von Giacomo Losito („Le décret Lamentabili, un document „français“. Pie de Langogne entre antimodernistes, intransigeants, modérés et novateurs“, 35–92), welcher sich mit dem französischen Kontext befasst. Wir werden auf ihn zurückkommen.